GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Einleitung: Beziehungen

Penkwitt, Meike

2000

https://doi.org/10.25595/4075

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Penkwitt, Meike: *Einleitung: Beziehungen*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 6 (2000) Nr: 1, 11–17. DOI: https://doi.org/10.25595/4075.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE
UNIVERSITÄT
BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Meike Penkwitt

Beziehungen

> Die Unabhängigkeit vom anderen ist also an die Unabhängigkeit von und Überlegenheit dem eigenen Begehren gegenüber gebunden.
>
> (Sigrid Weigel 1994)

„Eine Beziehung ist eine Beziehung ist eine Beziehung." So übertitelte die *Badische Zeitung* einen Artikel zur Vortragsreihe, auf die die vorliegende Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* zurückgeht.

Dabei sind es gerade veränderte Beziehungsformen, neue Beziehungsentwürfe, die hier zum Thema gemacht werden sollen. Ausgangspunkt für dieses Unternehmen ist die immer wieder proklamierte und diskutierte Krise der traditionellen Familienform, und des in dieser zentral stehenden und strukturbildenden heterosexuellen Paares. Statt in eine Klage über diese Veränderungen einzustimmen, könnte – vielleicht sogar mit etwas „klammheimlicher Freude" – der Blick auf die sich eventuell neu ergebenden Möglichkeiten gerichtet werden. Es soll dazu angeregt werden, diese Veränderungen nicht nur wahrzunehmen, sondern auch zu gestalten die destruktiven Auswirkungen der bürgerlichen Kleinfamilie sind ja schon lange Gegenstand nicht nur der feministischen Kritik.

So führten etwa Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim aus, dass das vom Einzelnen meist als schmerzhaftes Scheitern individueller Lebenspläne Erlebte im größeren Rahmen als Ausdruck von Modernisierungsprozessen, insbesondere von Individualisierung, zu sehen ist:

> Was wir erleben, ist also etwas Bekanntes und Unbekanntes zugleich. Wir kennen die Bauernaufstände, die Auflehnung des Bürgertums gegen die Beschränkungen der feudalen Adelsgemeinschaft. Aber viele erkennen nicht, daß sich heute im Gegeneinander von Männern und Frauen das alte Gesetz der Freiheit in anderer Form neu vollzieht. Ebenso wie die Bauern aus ihrer Schollenbindung 'freigesetzt' wurden, ebenso wie der Adel seiner Privilegien beraubt wurde, ebenso zerbricht das geschlechtsständische Binnengefüge der Kleinfamilie an der Gleichheit und Freiheit, die nun auch vor den Toren der Privatheit nicht länger haltmacht, und es entsteht das ganz gewöhnliche, ganz alltägliche Chaos der Liebe.

Was in Beziehungen gilt, ist also nicht mehr durch allgemeinverbindliche Normen festgelegt, wie noch in der traditionalen Gesellschaft. Es muss statt dessen individuell und immer wieder neu, oft in tagtäglichen Kleinkämpfen, ausgehandelt werden. Erschwerend kommt hinzu, dass Frauen ihre Lebensplanung nicht mehr in erster Linie auf die Familiengründung und einen Partner ausrichten. Wollen sie sich auf dem Arbeitsmarkt behaupten, müssen sie selber die immer wieder geforderte Schlüsselqualifikation 'Flexibilität' aufbringen, die sich allerdings mit der 'Flexibilität' des jeweiligen Partners oft nur schwer verbinden lässt.

Doch die Individualisierung, die bei Beck und Beck-Gernsheim noch in der Schwebe zwischen Chance und Scheitern beschrieben wird, empfinden andere nur noch als Bedrohung. So spricht der französische Erfolgsautor Michel Houellebecq in seinem oft zitierten Thesenroman *Ausweitung der Kampfzone* von 'Sex' als einem zweiten Markt, einem zweiten Differenzierungssystem, neben dem der Wirtschaft. 'Liebe', so die nicht wirklich neue, aber um so provozierender vorgebrachte These Houellebecqs, funktioniere somit als eine Art neoliberaler Markt.

Im vorliegenden Band soll diese ermüdende Marktwertdiskussion allerdings nicht vertieft werden. Vielmehr sind es eine Hand voll Themen, die immer wieder auftauchen: Nähe und Distanz, Autonomie und Abhängigkeit, Aggressionen und die Sehnsucht nach Harmonie. Nachgegangen wird diesen Fragen dabei nicht nur in Bezug auf die heterosexuelle Paarbeziehung, sondern auch auf bisher nachgeordnete, verdeckte Beziehungen, etwa zwischen Müttern und Töchtern, Vätern und Kindern, unter Geschwistern oder (Männer-)Freunden. Doch letztlich sind es auch hier häufig Fragen von Identität und Alterität, die im Zentrum von Konflikten und Auseinandersetzungen stehen. Vielleicht könnte man es so ausdrücken: Die Probleme von Beziehungen sind die Probleme von Beziehungen sind....

***

Die Philosophin **Ute Guzzoni** macht auf die Vieldeutigkeit des Begriffes 'Beziehung', auf die Vielfältigkeit von Beziehungen aufmerksam. Ihr besonderes Interesse gilt im Weiteren der Bedeutung von Räumlichkeit, von Nähe und Distanz. Ihr Schwerpunkt liegt dabei auf der Beziehung zwischen zwei Menschen, genauer noch: auf der gewollten und vor allem auch gelingenden Nahbeziehung. Diese stellt für sie zuallererst eine 'wirkliche' Beziehung dar. Als konstitutiv für eine solche Beziehung bezeichnet sie „ein offenes, gegen-

seitige Anerkennung implizierendes Verhältnis zwischen beiden". Guzzoni schließt allerdings mit dem Fazit: „Der eine wie der Andere können nur der Andere, Partner, und d.h. auch Gegenspieler bleiben, wenn sie in ihrem Anderssein ihr eigenes Selbst entfalten, für sich hier sein und für den Anderen dort bleiben können."

Simona Marino reflektiert in ihrem Aufsatz, der ebenfalls aus dem Bereich der Philosophie stammt, gleichfalls das Verhältnis von Eigenem und Anderem; Marino geht es dabei aber primär um die eigene Andersheit: den „Abgrund des Eigenen". Im 'Dialog' mit Jacques Derrida geht sie 'der Spur der Frau' im Werk Friedrich Nietzsches nach. Dabei ist für sie die Frage der Geschlechtlichkeit untrennbar mit der Frage nach dem Eigenen verbunden. Die Frau, so Marino, als ambivalente Figur innerhalb der Tradition, stelle eine Möglichkeit dar, die „Metaphysik des Eigenen" zu durchbrechen. Das Eigene werde zur Klippe, an der ‚Wahrheit' und ‚Subjektivität' zerschellen. In dem Abgrund, den die Frau aufreiße, offenbare sich eine ursprüngliche Nicht-Zugehörigkeit, die ein neues Verhältnis zum Anderen eröffne. Mit dem Eigenen, so Marinos Fazit, werde die Tauschwirtschaft als Aneignungsprozess fragwürdig; es enthülle sich die Möglichkeit einer „Wirtschaft der Gabe".

Die beiden folgenden Aufsätze stammen aus dem Bereich der Psychologie bzw. der Psychoanalyse. Es geht in ihnen (u.a.) um die primären Bezugspersonen Mutter und Vater.

Karin Flaake reflektiert unter psychoanalytischen Gesichtspunkten die besonderen Chancen, aber auch Schwierigkeiten für Liebesbeziehungen zwischen Frauen unter patriarchalen Bedingungen. Als entscheidend sieht sie dabei einerseits die Geringschätzung alles 'Weiblichen' und andererseits das homosexuelle Tabu. Beides verhindere schon in der frühen Mutter-Tochter-Beziehung die bestätigende Wertschätzung der Tochter durch die Mutter. Dadurch erhielten die Reaktionen der Väter auf ihre Töchter um so mehr Bedeutung. Der väterliche und später allgemein männliche Blick könne das durch die mütterliche Zurückweisung entstandene Gefühl des Mangels jedoch nicht ausgleichen. Nur „Liebesbeziehungen unter Frauen können dazu beitragen, jene Leerstelle zu füllen, die in weiblichen Entwicklungsläufen auch durch das Tabu der Homosexualität nahegelegt wird, die Bestätigung und Wertschätzung des weiblichen Körpers durch das eigene Geschlecht." Gefährdet seien Liebesbeziehungen unter Frauen dann aber häufig durch eine ausgeprägte Unfähigkeit, die Alterität der Anderen auszuhalten, mit Aggressionen umzugehen.

Christoph Käpplers Ausführungen gelten der Vater-Kind-Beziehung – primär aus familienpsychologischer Perspektive. Sein Schwerpunkt liegt dabei auf der empirischen Väterforschung. Diese untergliedert er in drei Phasen: In einer ersten Phase galt das Interesse vor allem den Auswirkungen der väterlichen Abwesenheit, richtete sich in einer zweiten Phase dann auf die Vater-Kind-Beziehungen und in einer dritten Phase auf das Interaktionsgefüge aller Mitglieder im Familiensystem. Käppler möchte dazu anregen, "auch gezielt die Perspektive von Vätern anzunehmen" – selbst wenn diese sich vielleicht „als gar nicht so unterschiedlich zu einer Frauen- und Mutterperspektive erweisen" könnte. Die Ergebnisse solcher Forschungsarbeiten sollten, so Käppler, "Grundlage eines besseren gegenseitigen Verstehens und gemeinsamen Handelns zur Verbesserung der zukünftigen (Beziehungs-)situationen aller Beteiligten sein".

Die drei daran anschließenden Aufsätze setzen sich mit rechtlichen Rahmenbedingungen von (familiären) Beziehungstrukturen auseinander:

Sabine Hark lehnt die Öffnung der Ehe für homosexuelle Paare zwar nicht ab, sieht sie aber „nicht als das geeignete Mittel an, um heteronorme Moralen und Stigmatisierungen" zu durchbrechen. Statt dessen würden diese durch die sogenannte 'Homo-Ehe' bestätigt: „Statt uns an der Einförmigkeit einer normalisierten Bevölkerung zu orientieren, gälte es vielmehr Differenzen zu entfalten, die ihre Grenze in der Autonomie und Freiheit der anderen fände." Ganz abgesehen davon, dass es sich bei der sogenannten 'Homo-Ehe' um eine Billig-Version der Ehe handele, führe deren Einführung zu einer „heterosexuelle[n] Normalisierung der Homosexualität". Man täusche sich, wenn man glaube, durch Inklusion in die Institution Ehe würde die Gleichberechtigung von homosexuell lebenden Menschen erreicht. Nicht diese würden durch einen väterlichen Staat geschützt, sondern eine moralisch privilegierte Lebensweise. Viel sinnvoller, als unbesehen die ganzen im „Menü" Ehe zusammengefassten Rechte und Pflichten nun auch für gleichgeschlechtliche Partnerschaften zu fordern, sei es, für „Entscheidungsautonomie, körperliche Integrität und Unverletzbarkeit der Persönlichkeit" zu kämpfen. In Anlehnung an Foucault und Butler führt Hark aus: „Macht [wirkt] nicht (primär) repressiv, sie unterdrückt nicht etwas, das ihr vorgängig ist, sondern bringt durch eine Vielzahl regulierender Verfahren und Diskurse die Subjekte als unterworfene Subjekte allererst hervor."

Marianne Breithaupt belegt ihre These von der „Romantisierung der Familienbeziehungen durch das neue Kindschaftsrecht" anhand von drei Beispielen. Zunächst kritisiert sie die erst seit Juli 1997 gesetzlich geregelte Abstammung eines Kindes von der Mutter: „Mutter eines Kindes ist die Frau, die es geboren

hat". Vermieden werden solle durch diese Regelung eine Aufspaltung in biologische und soziale Mutterschaft. Prägnant fasst sie die dadurch praktizierte Ungleichbehandlung des väterlichen und mütterlichen biologischen Fortpflanzungsbeitrages zusammen: „Ein Mann darf besamen, eine Frau darf nicht beeien." Zweitens kritisiert Breithaupt die mit dem neuen Sorgerecht verbundene Loslösung der Elternschaft von der Partnerschaft zwischen Vater und Mutter: Von Menschen, die sich ja gerade als Paar trennen, verlange dieses rechtliche Konstrukt, zusammen Eltern zu bleiben, was sie als höchst unrealistisch, als romantisch ansieht. Schließlich spricht Breithaupt das Umgangsrecht an, das, wie sie kritisiert, zum Selbstzweck, zum an sich 'Guten', ja letztlich vielleicht sogar höher zu Wertendem als Sorge und Erziehung verklärt wurde: „Tatsächlich geht es beim Umgang um die Erhaltung der väterlichen Art und Weise, sich um ein Kind zu kümmern."

Wie beim Verbot der Leihmutterschaft versucht auch das derzeitige Adoptionsrecht, eine doppelte Elternschaft zu verhindern. **Regula Giuliani** macht deutlich, dass die Ursache hierfür in der Fortdauer bürgerlicher Familienvorstellungen liegt. Diese drückten sich vor allem in einer Gleichsetzung von Verwandtschaft und biologischer oder 'Blutsverwandtschaft' aus – eine Vorstellung, die Giuliani mit Hinweis auf ethnologische Beobachtungen als zumindest einseitig kritisiert. Als veraltet erscheint es zudem in Anbetracht der mittlerweile existierenden Vielzahl nicht ausschließlich biologisch begründeter Familienzusammenhänge, wie z.B. der sogenannten 'Patchworkfamilie'. Die veraltete Familienvorstellung liege auch der geltenden Adoptionsgesetzgebung zu Grunde, die Adoptionsfamilien dazu zwinge, die 'bürgerliche Normalfamilie' zu simulieren, obwohl doch gerade das biologische Verwandtschaftsverhältnis aufgelöst wurde. Giulianis Plädoyer gilt dagegen der offenen Adoption. Das Verschweigen, die Tilgung des 'Anfangs' könne sonst zu einem Trauma für alle Beteiligten werden.

Die vier nun folgenden Aufsätze entstammen dem Bereich der Kulturwissenschaften, gehen Beziehungsentwürfen aus den Gebieten Literatur, Malerei und Tanz nach:

Mit 'bösen' Mutterfiguren, traumatisierenden Mutter-Tochter-Beziehungen setzt sich **Martina Ölke** auseinander. Ihre Ausführungen basieren auf Texten von Autorinnen aus den 70er und 80er Jahren. Die in diesen Texten entworfenen Mutterfiguren sind als Kontrapunkt zu den Bildern des Nährens, Sorgens und der Lebendigkeit zu sehen, die nicht nur traditionell, sondern auch in bestimmten Stömungen der neuen Frauenbewegung mit Mütterlichkeit in Verbindung gebracht wurden. Im Rahmen der sogenannten 'neuen Mütterlichkeit' wurden vorgeblich 'weibliche Werte' als Mittel bei der Unterwanderung

der patriarchalen Ordnung verstanden. Dieser Versuch ist aber, wie Ölke deutlich macht, zweifelhaft, weil diese Werte den Frauen nie streitig gemacht wurden. Ähnlich wie Flaake macht auch Ölke bewusst, dass die problematischen Züge von Mutter-Tochter-Beziehungen nicht losgelöst von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu sehen sind, insbesondere nicht von der unterprivilegierten gesellschaftlichen Stellung von Frauen.

Den Themenkomplex 'Geschwisterlichkeit' und 'Geschwisterschaft' reflektiert **Franziska Frei Gerlach** anhand von Texten Ingeborg Bachmanns (das Franza-Fragment und das Gedicht „Das Spiel ist aus") und Bildern Anselm Kiefers. Die Bilder Kiefers entstammen dem Werkzyklus *Dein und mein Alter und das Alter der Welt* und nehmen auf die beiden genannten Texte Bachmanns Bezug. Einleitend geht Frei Gerlach auf die psychologische Forschung zu Geschwisterbeziehungen ein: Seit den 90er Jahren sei Geschwisterschaft als ein „horizontales" und darum „positives Beziehungsmodell in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchungen geraten". Im Hauptteil ihres Aufsatzes geht es Frei Gerlach dann allerdings nicht „um eine konkrete Geschwisterbeziehung, sondern um eine künstlerische Bezugnahme über ein Beziehungsmodell, dass auf die positiven Werte der Geschwisterbeziehung referiert". Abschließend stellt sie die Frage, inwiefern Kiefer Bachmann ein 'guter Bruder' ist.

Joachim Pfeiffer stellt drei unterschiedliche Paradigmen des Freundschaftskultes vor, die in der Literatur des 18. Jahrhunderts entwickelt wurden: Als Beispiel für das Paradigma der eher an der frühen Aufklärung orientierten „Freundschaft als Zweckbündnis" führt er die Zusammenarbeit von Goethe und Schiller beim gemeinsamen Verfassen der *Xenien* an. Das Tugendmodell der Freundschaft, in dem Freundschaft als ein sozialethisches Programm verstanden wird und das vor allem in der mittleren Aufklärung entwickelt wurde, entwickelt er anhand von Schillers Ballade „Die Bürgschaft". Frauen werden aus diesen beiden Modellen ausgeschlossen, zum einen, weil sie in den Bereich des Privaten verwiesen, Freundschaft aber als ein Phänomen des Öffentlichen angesehen wurde, zum andern wegen der ihnen zugesprochenen Triebhaftigkeit. Als drittes Paradigma führt Pfeiffer den erotisch aufgeladenen Diskurs der Spätaufklärung an, ein Modell der leidenschaftlichen Freundschaft, jedoch wiederum nur unter Männern. Das von Pfeiffer hierfür angeführte Beispiel ist Schillers Fragment gebliebenes Drama „Die Malteser". Es stelle den Versuch dar, „den männlichen Freundschaftskult in seiner bürgerlichen Ausrichtung um das Andere der Vernunft, um die Triebnatur zu erweitern, ohne in die Spaltung von Natur und Kultur, Trieb und Ordnung, Leidenschaft und Vernunft zu verfallen".

Christina Thurner und **Friederike Lampert** gehen in ihrer Auseinandersetzung mit dem Bühnentanz von „Bühnenpräsentationen als Re-Präsentationen kultureller Muster [hier insbesondere Beziehungsmuster], die im Tanz wiederholt, bestätigt oder aber hinterfragt werden können", aus. Ist im klassischen *Pas de deux* die Beziehung der Ballerina sowohl bezüglich des Ballerino als auch des Choreographen hierarchisch strukturiert, werden in den neuen Tanzformen des 20. Jahrhunderts die Tänzerinnen von dieser untergeordneten Position befreit. Das Thema 'Beziehungen', so Thurner, komme hier allerdings nicht vor. Aufgegriffen werde es erst wieder im westeuropäischen Bühnentanz der 70er Jahre, dem sogenannten *Tanztheater*. Im Gegensatz zum Ballett gehe es hier aber nicht mehr um eine „harmonisch idealisierte Beziehung", statt dessen „tobt ein offener Kampf der Geschlechter, der das Scheitern zwischenmenschlicher Kommunikation vorführt". Erst im „Posttanztheater" werde, so Thurner, der Geschlechterbinarismus und die hegemoniale Heterosexualität" aufgebrochen. Friederike Lampert unterstreicht in ihren Ausführungen zur *Kontaktimprovisation*, die den Aufsatz abschließen, insbesondere die positive Einbeziehung von 'Abhängigkeit': „Der Tanz wird geteilt von zwei Körpern, die sich erwidern, und ermöglicht dadurch Bewegungen, die nicht alleine ausgeführt werden können".

Dagmar Höppels Ausführungen schließlich sind pragmatischer Art: Sie stellt das sogenannte Mentoring als Methode der weiblichen Nachwuchsförderung im Wissenschaftsbereich vor. „Weshalb boomt zu Beginn des Jahrtausends ein Mentoring für Frauen – oder anders ausgedrückt: Weshalb haben Frauen 'Mentoring-Beziehungen' nicht früher genutzt?", fragt sie und nennt vor allem zwei Gründe hierfür. Dies sei Ausdruck zum einen der Ernüchterung angesichts der bisher geringen Erfolge institutioneller Frauenförderung, zum anderen der größeren Akzeptanz, die engagierte Frauen heute hierarchischen Strukturen entgegenbringen. Neben dem Anliegen, Strukturen zu verändern, wird inzwischen auch auf das Vorankommen Einzelner großes Gewicht gelegt. Junge Frauen, so Höppel, wollen mit frauenspezifischen Mentoring-Programmen dem Old-Boys-Network etwas entgegensetzen.